



Zusammenfassung unseres Treffens vom 22.02.2021

Thema: "Vertrauen"

Anwesende: Anna Strasser, Renate Teucher, Aliko Bürger, Martin Wein, Alexander v. Falkenhau-
sen, Hans-Joachim Kiderlen, Wolfgang Sohst.

Ort: Virtuelle Konferenz

Vertrauen ist ein vieldeutiger Begriff. Zunächst sollte man deshalb zwischen **Gewissheit** und **Vertrauen** unterscheiden: Gewissheit ist die relativ feste Erwartung eines bestehenden oder künftigen Zustandes oder Ereigniseintritts. Vertrauen ist dem gegenüber weniger konkret. Zwar kann man nicht nur in andere Menschen Vertrauen setzen, sondern auch in Institutionen oder seine eigene Einschätzung einer Situation. Der entscheidende Unterschied zwischen Gewissheit und Vertrauen liegt offenbar im Grad der Konkretion und Vereinzelung des Erwarteten und in der Nüchternheit im Falle der Gewissheit bzw. der affektiven Hingabe im Falle des Vertrauens. Fasst man diese beide Formen zusammen, so zeigt sich, dass sie etwas Wichtiges gemeinsam haben, nämlich ein **positives Weltverhältnis**: Sowohl Gewissheit als auch Vertrauen sind – rein begrifflich – ausschließlich positiv besetzt. In diesem Sinne kann man wiederum drei Grundformen eines solchen positiven Weltverhältnisses benennen, nämlich

- a) eine **materielle (technische) Gewissheit** in den Gang bzw. ein Vertrauen in den positiven Lauf der Welt
- b) eine **personal positive Bindung** als Verlass auf eine zwischenmenschliche Beziehung,
- c) das **umfassende, integrale Systemvertrauen** z.B. in den Rechtsstaat oder die Unkorruptierbarkeit von Organisationen.

Hiervon zu unterscheiden ist die **Hoffnung**. Sie kann sich zwar auf etwas Konkretes richten, z.B. dass der Arbeitgeber die Kündigung zurücknimmt, dass der oder die geflohene oder untreu gewordene Lebenspartner*in wieder zurückkehrt oder die verlorene Geldbörse doch noch auftaucht. Der grundlegende Unterschied der Hoffnung zur Gewissheit und zum Vertrauen ist jedoch die miserable Ausgangssituation: Man hofft nur, wenn etwas deutlich von seinem idealen Zustand entfernt ist. Und noch ein Zweites: Hoffen tut nur, wer *nicht Herr der Zukunft* ist und folglich nicht aus eigener Handlungs- oder Entscheidungsmacht herbeiführen kann, was Gegenstand der Hoffnung ist. Dann verlegen wir uns aufs Hoffen als Ersatz für die eigene Handlungsbeschränkung. All das ist *kein* primäres Merkmal von Vertrauen und Gewissheit. Auch im Vertrauen gibt es zwar eine Spannung infolge der **Enttäuschungsmöglichkeit**. Deswegen bedarf das Vertrauen und auch die Gewissheit der ständigen Bestätigung, und eine einmalige Enttäuschung bringt das gesamte Gebäude häufig ganz zum Einsturz. Dennoch bauen sich Vertrauen und Gewissheit aus einer Kette positiver Ereignisse auf, d.h. sie entspringen nicht aus einer negativen Gegenwart.

In diesem Sinne beruhen Gewissheit und Vertrauen, jedenfalls rein formal, auf einem immer ungewissen **induktiven Schluss**: Was schon immer so war, wird auch künftig so sein. Wir wissen seit David Hume, dass der induktive Schluss in Wirklichkeit gar kein *logischer* Schluss ist, sondern lediglich eine Hypothese. Ohne den Verlass auf solche Hypothesen ist aber eine Orientierung im Leben

unmöglich. Die Möglichkeit der Enttäuschung muss auf andere Weise als durch Negation der Hypothese kompensiert werden, in modernen Zeiten beispielsweise durch Abschluss einer Versicherung.

Vertrauen und Gewissheit setzen ferner **Wissen** und **Verständnis** voraus. Wir müssen andere Personen verstehen, um ihre konkrete Handlungsentscheidung im Feld der Mannigfaltigkeit ihrer Verhaltensmöglichkeiten voraussehen zu können. Unsere Gewissheit in die Funktionstüchtigkeit eines Autos oder Flugzeugs setzt dagegen nicht einmal ein Wissen um deren physikalische Beschaffenheit voraus; das würde uns überfordern. Wir vertrauen vielmehr den öffentlichen Haftungsregeln und letztlich denjenigen Menschen, die solche Dinge herstellen, dass zumindest sie die materialen Einzelheiten solcher Maschinen kennen und entsprechend einrichten. In diesem Sinne **überholt also das Vertrauen die Gewissheit**: Wo unser Wissen nicht mehr hinreicht, müssen wir den allgemein verbindlichen Normen und darüber hinaus denen vertrauen, die die jeweiligen Sachverhalte zu wissen behaupten.

Die wiederum bringt zwei weitere Aspekte in die Vertrauensbeziehung, nämlich

- a) die vermutete **Ähnlichkeit** zwischen dem, der Vertrauen spendet, und der vertrauten Person, sowie
- b) die **praktische Bewährung** einer solchen Vertrauensbeziehung.

Zur Ähnlichkeit: Einer anderen Person können wir nur vertrauen, wenn wir meinen, sie in ihrer Gesamtheit zumindest soweit zu verstehen, wie es das Vertrauen voraussetzt. Eine solche Vermutung der Ähnlichkeit konstruieren wir allerdings meistens; beweisen lässt sie sich selten. Am ehesten noch können wir uns auf sie verlassen, wenn wir die **Interessen** der vertrauten Person kennen und verstehen. Fehlgewichtungen und plötzliche neu eintretende oder schlicht bis dato unbekannte Faktoren sind damit nie auszuschließen.

Zur praktischen Bewährung: Auch die ist schwieriger zu ermitteln als man zunächst denken könnte. Denn selten gleichen sich unterschiedliche Lebenssituationen so stark, dass sie unzweideutig in dieselbe Entscheidungskategorie fallen. Auch hier müssen wir also abstrahieren, situative Ähnlichkeiten konstruieren und daraus Modell ableiten, die schließlich ein Vertrauen rechtfertigen oder nicht.

Vertrauen ist in diesem Sinne ein **permanenter Prozess**, der aber auch zu einem wenigstens zeitweise stabilen Weltverhältnis führen kann. Seltsamerweise sinkt offenbar aktuell im westlichen Kulturraum das Vertrauen in die Welt, obwohl unser Wissen ständig und enorm wächst. Dies ist ein weiteres Zeichen dafür, dass materielle Gewissheiten, z.B. naturwissenschaftliches Wissen, nur *eine* von vielen Bedingungen zur Entwicklung von Vertrauen sind. Der praktische Umgang mit instrumentellem Wissen durch diejenigen, die das faktische Monopol seiner Verwendung innehaben, setzt ein primäres Vertrauen in diese Zeitgenossen voraus. Das steigt nicht unbedingt mit deren Wissenszunahme. Vertrauen ist jedenfalls am einfachsten zu erlangen, wenn es sich auf eine einzelne Person richtet. Je größer das Umfeld ist, desto gefährdeter ist das Vertrauen darin. Ab einer bestimmten Größe des Kreises betroffener Personen muss deshalb das Vertrauen in die einzelnen Personen ersetzt werden durch das Vertrauen in die **normative Stabilität** einer Gruppe bzw. Organisation.

Damit entbirgt sich auch etwas deutlicher der erste Keim und die Wurzel allen Vertrauens: Dies ist das **Selbstvertrauen**. Dieses wiederum ist das Sediment und Surrogat eines Urvertrauens, das seinen Ursprung bereits in unserer Geburt als Trennung vom Mutterleib hat. Vor dieser Ablösung liegt die Indifferenz zwischen dem Fötus und seiner intrauterinen Welt. Der Embryo *ist* die Welt in seiner Umgebung; er kann ihr deshalb weder vertrauen noch misstrauen. Die Geburt erzwingt jedoch jene erste existenzielle Differenz zwischen dem erst nach Jahren der Entwicklung sich selbst bewusst werdenden Ich und der gesamten übrigen (Um-)Welt. Die insgesamt glückliche Entwicklung dieses konfliktgeneigten Verhältnisses ist die erste Bedingung der Möglichkeit allen späteren Vertrauens. Dieses wird oft als **Ur- oder Weltvertrauen** bezeichnet. Der bereits erwähnte induktive Schluss in das Verhalten von

Menschen und Dingen entwickelt sich viel später; er setzt die Vereinzelung von Dingen und Sachverhalten voraus, wozu Neugeborene wahrscheinlich noch nicht imstande sind.

Die notwendige Ähnlichkeit des Ich mit der Welt und die praktischen Beziehungen zwischen mir und der Welt werden aber auch dann scheitern, wenn ich nicht einmal mich selbst verstehe und zu kennen meine. Dann fehlt es mir grundsätzlich an Selbstvertrauen. Dies dürfte auch ein absolutes **Hindernis für Fremdvertrauen** sein.

Weitere Begriffe, die wir im Umfeld von Vertrauen assoziieren, sind beispielsweise jener der **Liebe** und jener der **Regeln**. Beide Phänomene reichen jedoch für sich selbst nicht hin, um Vertrauen zu erzeugen. Die Eifersucht ist das deutlichste Beispiel einer unangenehmen Fusion von **Liebe und Misstrauen**. Und Regeln können Vertrauen genauso aufbauen wie es zerstören: Wer ein bestehendes Vertrauensverhältnis dadurch verletzt, dass er sich auf irgendeine situationsfremde Regel beruft, hat das Zusammenspiel von Vertrauen und Regelhaftigkeit des Verhaltens offenbar nicht verstanden.

Das Verhältnis von Wissen, Verstehen und Vertrauen kann man aber auch umkehren: Wachsen uns die Verhältnisse über den Kopf, werden sie überkomplex, so kompensieren wir diese Überforderung nicht selten durch ein **blindes Vertrauen**. Dann basiert Vertrauen gerade auf Unwissenheit und Unverständnis. Um diesen Fehler zu vermeiden, erfanden alle menschlichen Kulturen öffentlich geltende Verhaltensregeln, deren Nichteinhaltung sanktioniert wird. Denn die soziale Regel reduziert (ganz im Luhmann'schen Sinne) die ansonsten **überkomplex wuchernde Wirklichkeit** auf das, was gemäß der Regel sein *soll*. Wer sich obendrein ihrer Durchsetzung gewiss sein kann, darf also selbst dann noch Vertrauen in die Menschen entwickeln, die diesen Regeln unterworfen sind, wenn man sie nicht kennt und nicht versteht. In solchen Fällen – und die bestimmen heute unser gesamtes politisches Leben – basiert Vertrauen also auf der primären Gewissheit der Geltung von Regeln. (ws)